

Die nächste Kurve mußte die Entgleisung bringen. Führer und Bremser retteten sich durch den Wortsprung in den weichen Schnee. An ihnen vorbei raste der Zug dem Unvermeidlichen entgegen. Sie sahen einen Mann aus einem Bremserhäuschen springen, dann einen, doch den letzten begab es gleich darauf die stürzende Wagenschlange unter sich. Bei den Aufräumarbeiten fand man den Körper, dessen Gesicht uns zur Unkenntlichkeit enthielt worden war. Er wurde bestattet, und am Grabe sprach einer der leitenden Beamten Worte der Anerkennung für den Bremser Jürg Braunwiler, der in Erfüllung seiner Pflicht sein Leben gelassen hatte.

Der Unfall veranlaßte die Bahnverwaltung, die Güterzüge über den Gaafer Paß mit vier Bremsen zu besetzen. Bald aber ließ das Gerücht, kurz hinter der Bahnhöhe stelle sich ein fünfter Bremser ein. Niemand wollte zu sagen, wie der Mann aussehe sollte. Angeblich war sein Gesicht dicht verunreinigt, und durch die Scheiben des Bremserhäuschens waren — noch dazu bei Nacht — seine Umrisse nicht zu erkennen. Kurz vor der Talstation sollte er stets abpringen und wie vom Erdboden verschluckt sein.

Im Laufe weniger Wochen wurden die Gerüchte über diesen geheimnisvollen Bremser immer phantastischer. Die Leute nannten ihn den Geist vom Gaafer Paß und munkelten, es sei Jürg Braunwilers arme Seele, die keine Ruhe im Grabe finden könne, weil sie den Unfall damals verschuldet hätte. Denn er hatte ja damals die Bremser angefahren, daß sie unsicher wurden.

Merkwürdigerweise fürchtete sich kein Eisenbahner vor dem Geist vom Gaafer Paß. Sie duckten sich wohl in ihren Häuschen unwillkürlich ein wenig, wenn sie seinen Schatten plötzlich an einem Güterwagen hängen und im leeren Bremserstand verschwinden sahen, aber sie wußten alle, daß dieses Gespenst kein selbstgewähltes Amt mit größter Gewissenhaftigkeit versah, und an den gefährlichen Stellen verpörrte sie sofort den Druck seiner Hand am Bremsrad. Sie wußten, daß dieser Geist nicht ihr Verderben wollte.

Vielleicht hatte die Bahnverwaltung die Absicht, das Rätsel um diesen Geist vom Gaafer Paß zu lösen. Auf jeden Fall wurde sie dieser Sorge sechs Wochen, nachdem das Gespenst aufgetaucht war, enthoben. In einer Nacht setzte aus nördlichen Zuffantenden Regen ein, der sich als Eisklumpen auf die kalten Schienen legte. Alle Bremsen waren angezogen, und langsam glitt ein zweihundertmeterlanger Zug dem anderen vorbei. Doch das lange Bremsen verminderte wieder den Druck in den Luftbehältern, und der Zug rollte rascher und rascher. Die Dampfpißte idrie um Hilfe.

Doch dann schien wieder alles zu spät zu sein. Der Führer wollte abspringen. Da sah er im Dämmerlicht des erwachenden Tages den Geist vom Gaafer Paß ein paar Wagen hinter ihm im Bremserhäuschen stehen. Und er wußte, der Geheimnisvolle zog die Bremsen an, daß die Räder seines Güterwagens schleiften. Da blieb der Führer auf seinem Posten. Aber auch das Gespenst konnte nicht verhindern, daß ein paar Wagen hinter der Maschine in der Kurve aus den Gleisen sprangen. Doch sein Bremsen hatte den Druck der achtzig Wagen hinter ihnen herabgemindert, und die Lokomotive riß die Wagen mit sich, daß sie nicht umstürzten, sondern nur über die Schwellen holperten.

Ein Wagen freilich wurde schwer beschädigt. Es war derjenige, aus dessen zertrümmertem Bremserhäuschen das jugendliche Gesicht vom Gaafer Paß befreite. Der war aus Fleisch und Blut, und als der Führer dem schwer Atmen den Helm ablegte, erkannte er Jürg Braunwiler, den sie doch vor Wochen begraben hatten.

Er wunderte sich, daß er angesichts des unheimlichen Rätsels keine Furcht empfand, und er trug mit den anderen den Verwundeten in den warmen Packwagen. Und dort legte Jürg Braunwiler vor den Starrenden ein leichtes Benehmen ab. Er sagte, es müsse wohl ein blinder Passagier gewesen sein, den man damals unter dem entgleisten Zug gefunden habe. Denn er selbst sei bei dem Sprung aus dem Bremserhäuschen in den Schnee nicht verletzt worden. „Aber das böse Gewissen packte mich und sagte mir, ich sei Schuld am Unglück, weil ich die Bremser durch mein Fluchen verwirrete.“ Da ließ ich ziellos in die Nacht hinaus. Und dann hörte ich drüben im Tale, wo mich keiner kannte, sie hätten den finsternen Bremser Jürg Braunwiler vom Gaafer Paß beerdigt. Ich wollte unerkannt bleiben, irgendwo ein neues Leben beginnen. Doch der Paß hielt mich fest, und traend etwas sagte mir, sie bräuchten mich

Im Nebel

Wir gehen dieselben Wege,
Die wir auch gestern gingen.
Aber wir hören nicht mehr
Die Sterne klingen.

Wir hören nur ein Tropfen
Von Dach und Baum
Und schleichen wir Verirrte
Durch unverständigen Raum.

Und alles wechselt traumhaft
Wert und Gestalt —
Wir sind erschrockene Kinder
Im Welkenwald.

Otto Giller.



dort oben, weil keiner die Strecke so kannte wie ich. So schlich ich mich auf die Züge und ... und ...

Wahrscheinlich wollte er noch sagen, seine Reue sei nicht nutzlos gewesen. Der Tod nahm ihm das Wort aus dem Munde.

So kam es, daß sie Jürg Braunwiler zwei Tage später zum zweiten Male begraben mußten.

Pan Sapieha

Eine Anekdote von Paul Dahms.

Wenn Pan Sapieha, ein Fürst von Polens Gnade und Kosen, über den polnischen Feind fuhr, zitterten die Untertanen vor dem gewalttätigen Herrn, der offenbar den Grausamkeiten des Polenherzogs Popiel in nichts nachstehen wollte; soll er doch zu seinem Vergnügen Leute auf der Straße niedergeknallt haben, um sich im Schießen zu üben.

Ein armes Schneiderlein aus Krotoschin wanderte nun eines Tages von Krotoschin nach Welslau und war in Gedanken verfunken darüber, woher es wohl den Stoff zu Gewandungen nehmen solle, wenn kein Geld im Kasten liegt. Denn unter der kleinen Kundschaft im Ort gab es manch armes, polnisches Luder, dem der Hochzeitskittel noch als Totenrock dienen mußte. Und mit der Elle als Wanderstab über grundlose polnische Gefilde wandern, war ein mißliches Vergnügen und brachte auch nichts ein. Das Schneiderlein hatte es eben wieder erfahren und marschierte so in mißmutigen Gedanken verfunken, daß es das Herantrollen einer vornehmen Kalesche im weichen Lehm nicht bemerkt hatte.

Der Wagen hielt. Wenn das Schneiderlein in diesem Augenblick einen Wunsch zu einer höheren Allgewalt noch hätte, aussprechen können, wäre es der gewesen, daß es so gleich im Morast versinke und verschwinde. Denn der da in der Kalesche saß, war der gefürchtete Fürst Sapieha.

„Was treibst Du Nichtsnutz auf meiner Straße und hälst obendrein Maulaffen feil?“ herrschte ihn der Fürst an. „Wer bist Du, und wohin willst Du?“

Der Mann zitterte an allen Gliedern und sah sich schon am nächsten Baume hängen. „Großer Herr, ich bin ein armer Schneider aus Krotoschin und suche Arbeit.“

„Hö — hö —“ lachte Pan Sapieha höhnisch, „kannst Du nicht ein Schneiderlein sein, das so dumm ist, auf der Straße, wo kein Mensch sonst zu sehen, nach Arbeit zu suchen. Hast wohl scharfe Augen im Kopf, he? Daß Du zu finden glaubst, wo nichts ist. Oder — und Sapieha dachte kurz nach, „hast wohl gar die Absicht gehabt, beim Fürsten Sapieha selber zu fragen, ob er für einen tummelnden Tagesdieb was zu schneiden hat ... he?“

„D — großmächtiger Herr Fürst, das wäre der Gnade zuviel für mich!“

„Pfui! — was heißt Gnade. Gnade kannt Du Dir von Deiner Großmutter geben lassen. Arbeit sollst Du haben, verstehst Du, Salunkel! Dein Meisterstück sollst Du bei mir machen. Belling! Dir das nicht, dann kannt Du das Gewand, das für mich bestimmt ist, zum Gespött der Rabenvögel selber anziehen. Aufgeklopft wirst Du, verstehst Du?“

„Hoher Herr, ich bin fleisch und gewandt mit der Schere und Nadel. Woher aber soll ich den Stoff nehmen? Um dies eine möcht ich bitten. Ich bin arm und habe nichts ...“ Sapieha lachte, daß es dröhnte. „Da

hab ich's nicht gleich gesagt, daß Du ein Vondstreicher bist, der sich vor der Arbeit drückt? Ein Schneider ohne Tuch — hö — hö! Wit wohl immer ein Verschnitter gewesen, was, hö?“ Er fuchtelte mit der Peitsche vor der Nase des Schneiders herum. „Hö — hö — Gesicht und Fragen schneiden kann er auch noch. Zeig mir, Schneiderlein, was Du sonst noch kannt!“ Und er schlug zu. „Hopp, raus auf den Bock!“

Wie ein Biesel sprang der Schneider auf den Wagen, und im Galopp ging es davon zum Schlosse Pan Sapiehas.

Im Schlosse angekommen, befohl der Fürst, ihm zu folgen. Wie ein Lakai hüpfte das Schneiderlein hinterher, die Treppen hinauf ins Prunkgemach des Gewaltigen. Dessen böse Laune schien sich gelegt zu haben. „Hier Schneiderlein“, sprach er, „ist ein Maß Tuch. In drei Tagen fertig! Du darfst ein Gewand für mich an. Wenn Du das nicht schaffst, fliegt Du in den Turm und kannt in Gesellschaft von Mäusen und Ratten darüber nachdenken, daß der Fürst Sapieha nicht mit sich spaßen läßt.“

Der Schneider konnte aus dieser Drohung ersehen, daß er dem elendlichen, langlamen Hungerknecht preisgegeben werden sollte. Und als er nun das Maß Tuch in Händen hielt, wurde er leichenblass und bekam das Zittern in den Beinen. Denn er wußte, daß der Mann ein Tausendkünstler oder gar ein Zauberer sein müsse, der das Kunststück vollbringe, aus einem Maß Tuch einen Rock zu fertigen. Doch dann sagte das schlaue Schneiderlein zu. Der Meister zog flink die Elle, nahm Maß und hat, daß er schon nach zwei Tagen den Rock anprobieren dürfte. Wie ein geheimes Bild ließ der Schneider mit seinem Auftrag in sein Städtchen zurück. Eine Rette müder Gedanken wirbelte mit ihm, und aus dem Wirrwarr formte sich bald ein Gedanke zur minzigen Hoffnung: Ich schaff es, ich muß es schaffen.

Und er setzte sich daheim mit verchränkten Beinen auf seinen kleinen Schneidertisch, schnitt zu und nähte die ganze Nacht und den folgenden Tag. Er gönnte sich nicht Ruhe und Raft, denn vor seinem geistigen Auge tauchte immer der alte Schloßherr mit dem dunklen Verließ auf. Nur zuweilen lächelte der Schneider verstimmt. „Hi — hi — Pan Sapieha, Du kannt ein echtes und rechtes Schneiderlein schlecht, und wenn ihm das Herz noch so tief in den Socken steckt.“

Nach zwei Tagen war das Schneiderlein im Schlosse Sapiehas und zog dem Fürsten den Rock an. Der Gewaltige machte große Augen, als er sah, daß ihm das Gewand vortrefflich paßte.

„Aber die Ärmel fehlen noch, Schneiderlein.“ Er achtete, daß hierfür kein Stoff mehr vorhanden sei, und befohl darum: „Bis morgen, Schneider, will ich die Ärmel aus gleichem Stoff am Rocke sehen.“

Der Schneider wußte natürlich auch nur zu gut, daß daheim für die Ärmel kein Tuch mehr vorhanden war. Und beruhigte dennoch selbstvertrauend den Fürsten, daß am folgenden Tage der Kontusch wie gewünscht fertig sei.

Der Meister konnte weder hegen noch zaubern, und dennoch war er zur rechten Zeit wieder im Schlosse und zog eigenhändig dem Fürsten den fertigen Rock an. Der blickte scharf prüfend auf das Tuch der Ärmel und hielt es lange gegen das Bordenteil des Rockes. Es war der gleiche Stoff. Der Fürst war maßlos erstaunt, denn der Schneider hatte, was noch keiner fertig bekommen, sein Wort gehalten. Das tat Pan Sapieha auch. Er belohnte den kleinen Tausendkünstler fleischlich und ging mit seinem neuen Kontusch stolz von dannen.

Das Schneiderlein machte sich eilig auf und davon und verließ das Städtchen, um nicht zum zweiten Male dem gefürchteten Sapieha zu begegnen, dem es jetzt einen kleinen Reichtum verdankte.

Der Fürst aber soll alle übrigen Schneider in seinem Umkreis verprügelt und in 4 he Strafen genommen haben, weil sie vorher das Kunststück nicht fertig brachten, aus einem Maß Tuch einen Rock zu schneiden. Sie wußten nicht, daß unser schlaues Schneiderlein nach der Anprobe den Stoff aus dem Rückenstück wieder herausgeholt und daraus die Ärmel gefertigt hatte. Und auch sonst wagte es niemand, dem graufamen Fürsten Sapieha zu sagen, daß er mit einem ganz miserablen Futterstück auf dem Hinterteil im Lande umherkutschte.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altona.
— Druck und Verlag: P. A. Sank, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 3

Samstag, den 23. Januar

1932

Das schöne Kleid

Skizze von Iris Mahaleth.

Bela Lichtnig sah sich nicht die Menschen an, wenn er mit seiner Kapelle spielte. Er empfand keine Gefühle, keine Wisse, nur gleitende Körper sah er, eine Masse, der er mit seiner Musik Bewegung gab. Dieser Rhythmus nahm ihn selbst immer wieder gefangen, eine Melodie füllte ihn aus wie den Schauspieler seine Rolle. Es war kein besonders elegantes Publikum, vor dem er spielte, aber man konnte sich die Stellungen nicht mehr auswählen, und er gefiel, das war ihm genug. Er hatte sich ein lächelndes Gesicht angewöhnt, das sich erst auf dem Heimweg entspannte, wenn ihn niemand sah.

Das Mädchen gehörte zum Beruf. Was dahinter war, ging niemand etwas an. Er hatte eine Frau zu Hause, eine besorgte, hausaltliche Frau, aber daß ihn so vieles bedrückte, das Einschränken, das Bürgerliche, das Bedrückte — ihn, dem täglich die Tanzmusik fremdes Leben in die Adern drängte —, wem sollte er davon erzählen? Er konnte sich nicht beklagen und fühlte sich doch von Tag zu Tag fremder zu Hause. Manchmal dachte er: Dora hat mich gern, aber wo könnte ich stehen, wenn ich frei wäre! Mein, so wie es war, gefiel es ihm nicht.

Wie immer glitten seine Augen über die tanzenden Paare hinweg, ohne etwas Bestimmtes zu erkennen. Und dann wurden sie plötzlich lebend.

Ein junges Mädchen fiel ihm auf, achtzehn oder neunzehn Jahre alt mochte es sein, mit einem unaufrichtig schmalen Körper, mit einer Eleganz gekleidet, die hier fast unangebracht schien, und mit einem Gesicht, das, wenn auch die Lippen ein unnatürliches Rot zeigten, so weich und vertraut war, wie es Bela noch nicht gesehen hatte. Die junge Schönheit ließ kaum einen Tanz aus, wechselte die Partner, aber sie tangte mit einer Hingabe, als erfolgte all ihr Denken in der Musik. Bela Lichtnig spielte nur noch für sie.

Warum denn nur? fragte er sich selbst. Diese ungewohnte Erscheinung zog immer wieder seine Blicke an. War ihr der Tanz Freude? Suchte sie ein Vergnügen mit anderen? Tangte sie nur, weil sie jung und schön war und sich frei fühlte? Mit einem Male wußte es Bela: Sie, die Eingabe, die er in der Menge sah, verkehrte für ihn jene Welt, der er nur den Rhythmus gab und von der er abseits stand — die Jugend, den Reichtum, die Ungebundenheit, die Erfüllung aller Wünsche. Und da kamen seine Gedanken nicht mehr von ihr los.

Auch an den folgenden Tagen war sie da, elegant, anmutig, unermüdlich. An einem solchen Menschen konnte man aufleben, dachte er. Und wenn es nur ein Abenteuer war, eine Episode — mehr suchte die Jugend doch auch nicht — es wäre ein Gewinn. Und dann, allmählich, wuchs in das Singen seiner Geige ein Groll hinein, immer tiefer — was half denn die Sehnsucht, er hatte seine scharf umrissene Welt, und die dort konnte sich suchen, was ihr gefiel, kümmerte sich nicht um arme Schneider, war anderes gewöhnt, verdiente es vielleicht gar nicht, daß man sich um sie Gedanken machte. Kann nicht jeder so in den Tag hineinleben.

Einmal, in einer Pause, sah Bela sie allein an einem Tische sitzen. Er hielt es für eine Täuschung: Sie nicht ihm zu. Und als er fragend näher trat, sagte sie, als kannten sie sich schon lange: „Sie haben es gut, Sie brauchen nur zu spielen.“

Verwundert zog er sich einen Stuhl heran. „Ich wäre froh, wenn ich auch tanzen könnte.“ Sie sah sinnend vor sich hin. „Das sagen Sie so. Es macht müde, es ist schwer, immer fremd bleiben zu müssen.“

Bela verstand nicht. Und da sagte das Mädchen leise: „Wir sind doch Kollegen. Es geht ja nur ums Brot ...“

Der Geiger wagte nicht, sie anzusehen. Das also war es: Eine engagierte Tänzerin, eine, die tanzen mußte mit jedem, „Nacht es Ihnen nicht Freude?“ fragte er schließlich.

„Ich muß für meine Mutter sorgen. Aber das wäre nicht schlimm. Ich bin jung. Schlimm ist nur — Sie zaubern ja diese Musik. Sie werden es verstehen —, einmal klingt auch das Herz mit, einmal verliebt man sich auch. Und das darf man nicht. Man wird beobachtet und ist nicht frei, dafür bekommt man zu trinken und die Procente.“

Und dann fiel der Kopf des Mädchens plötzlich nach vorn über.

Etwas würgte in Belas Kehle. Er hatte dieses Mädchen beneidet, hatte in ihm die Welt gesehen, die ihn lockte, hatte in ihm die Freiheit und das Glück gesehen — und ein armes Mädchen sah vor ihm, das seine Arbeiten tat wie tausend andere, mehr noch, das verzichten mußte, weil es einen vorgezeichneten Weg hatte. Das war das, was unter dem schönen Kleid verborgen war. War er nun sehr enttäuscht?

Die Tänzerin plauderte noch weiter, dann gab sie Bela die Hand. „Es war nett, daß Sie mir zuhörten. Man kann nicht immer sagen, was man denkt. Nicht wahr, ich bin gar nicht so unzufrieden. Sie spielen so gut, und dann wird doch der Tanz auch zur Freude, und es ist vieles leichter.“

Diese Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf, als er wieder auf dem Podium stand. Er sah auf die tanzenden Paare, überlegte fast, zum ersten Male wirklich lächelnd; niemand konnte ahnen, was hinter diesen blassen Rednern, diesen weißen Smokinghemden verborgen war. Er, Bela, durfte diesen Fremden Freude geben und manchen Bitteren für ein paar Stunden leicht machen. Und da dachte er mit einem Male an sich selbst und seine eigene Welt. Mädel, mußt Du mich erst lehren, daß man aus dem, was einem gegeben ist, das Schöne herausfinden muß?

Es regnete, als er heimging. Aber in seinen Gedanken merkte er es kaum. Und seine Schritte gingen schneller und schneller, je näher er seinem Hause kam, als hätten sie etwas einzuholen.

Der sprechende Spiegel

Historische Skizze von Hans Eberhard v. Besser.

„Der Wagen ist da, mein Kind, bist Du so weit?“

Baron Rittlich blieb auf der Schwelle stehen. Er lächelte und betrachtete das junge Mädchen, das ihm mit froh bewegten Augen und heißen Wangen entgegen kam. Allerliebst sah das junge Ding aus, seine Josefine! Die hohe Frisur kleidete das Kind gut, wie sicher Josefine dahersprach in dem ungewohnten Reifrock, den Fächer in der Rechten, ein Schönheitspfälcherchen im Auschnitt der zarten Brust, und diese feinen, goldenen Ballschuhe! Man konnte sich mit seiner Tochter auf dem Sofa setzen lassen!

Josefine von Rittlich nickte dem Vater vergnügt zu. Sie trat dicht an ihn heran und lagte, betont und überdeutlich sprechend: „Ich bin so glücklich, mein erstes Hoffest werde ich nun mitmachen, Papa!“

Der alte Mann im blauen Staatsrock, seinen Orden auf der Brust, sah aufmeckelnd auf die Lippen der Tochter, er nickte und bot ihr den Arm. In der Diele stand die Schwester des alten Obersten von Rittlich, ein hageres, freundliches Dämchen, bewundernd schlug sie die Hände zusammen, als die strahlende, bildhübsche Nichte an ihr vorüberkam.

Man stieg ein, und die Kalesche rollte der Hofburg zu. Der rechte Mann sah in die Wagenkette ein, die sich langsam vorschob, vorüber an den gaisenden, schmerzhaften Wienern.

Rot schwellten Backeln zum nachtdunklen Himmel empor. Lakaien rissen die Kutschen und Karosserien auf. Damen und Herren in Gala, Offiziere in prunkenden Uniformen schritten durch das Portal der kaiserlichen Burg. Auch der Rittmeister a. D. Baron Rittlich, den Dreispitz in der Hand, stieg bedächtig, den Arm seiner Tochter in dem feinen, die marmornen Treppen des Schlosses hinauf. Bald schlutete das Licht verschwenderisch, bald nahmen dunkelbewegte Bilder gefangen, bald ging man im Auf und Nieder, im Stimmengewirr unter. Und da — die Kaiserin Maria Theresia. Die Kur begann, huldvoll lächelte die Allverehrte, und unter dieses gnädig liebfeine Lächeln neigten sich die gepuderten Köpfe, beugten sich grazios die Knie, klirrten silberne Sporen und Degengehänge. Fanfaren schmetterten, Musik rief zum Tanz, der Hofball begann.

Baron Rittlich stand in einer Ecke, verloren schaute er in das bunte Lichtumwobene Treiben. Er beobachtete Josefine, um ihretwillen war er ja nach Wien gekommen. Er, der Einsame, der, er mußte es sich gestehen, Verärrterte, der mit seinem Schicksal haberte. Die Welt war für ihn in dumpfes Schweigen versunken, Lautlosigkeit umstand ihn Tag und Nacht, er hörte nichts, er war taub. Als Rittmeister hatte er gehen müssen, als er sein Leben nicht mehr verbergen gekonnt, als Mann in den besten Jahren. Einige Stunden vor Wien haufte er in einem verödeten Landhause. Viel besah man nicht. Doch er war reich: Er hatte ein Kind, ein liebes, aufspornendes Kind, das ihn umhete und pflegte. Da waren jene jungen Offiziere bei ihm vorgeritten. Eine Liebung wurde abgehalten. Sein waren Gäste des Hauses geworden und — und seitdem hatten Josefines schöne Augen einen anderen Ausdruck bekommen. Das Recht der Jugend war auch in ihr erwacht.

Baron Rittlich beobachtete scharf. Klug und durchdringend standen die Augen im Gesicht des Tausen, in dem ein stetes Sordern zu ruhen schien. Sein Mund schloß sich fester, er sah es: Josefine war nicht glücklich. Sie tanzte, wurde umschwärmt, die jungen Offiziere huldigten ihr, dennoch ruhte tief auf dem Grunde ihrer Augen Dunkelheit, den Vater täuschte sie nicht. War es verkehrt gewesen, sie aus der Abgeschlossenheit ins Hofleben zu bringen? Fühlte sie nun erst ihr Los an der Zeit des höchsten Waters? Und er hatte es doch gut gemeint und gedacht, vielleicht für sie — ja, er mußte ehrlich sein — einen Mann zu finden. Sie besah nichts, doch so viele alte Namen waren vertreten, Reichtum, aussichtsreiche Karriere!

Rittlich sah grübelnd drein. Was das Kind nur hatte? Josefine war doch so von Freude erfüllt gewesen, als man zur Burg fuhr. Und nun?

Die Züge des Mannes verblühten sich. Er starrte geradeaus. Wären sie doch lieber nicht nach Wien gekommen, er, der Einsame, und sein gutes Kind! Was hatte er getan?

Der Baron stand einem hohen Spiegel gegenüber. Verloren starrte er in das vom Licht angerührte, scheinbar bebende Glas. Der Auschnitt eines kleinen Salons zeigte sich im Spiegel. Zwei Gestalten sprachen heimlich erregt, zwei Lakaien. Sie glaubten sich un beobachtet, ahnten nicht, daß der Spiegel dem Salon gegenüber ihr Bild aufgefange. Gewohnheitsgemäß blickte Rittlich auf die Lippen der beiden. Er war gewöhnt, alles aus der Stellung der Lippen abzulesen, ohne diese Kunst wäre er gänzlich verloren gewesen. Plötzlich suchte er zuwanden, seine Augen bohrten sich in das Spiegelbild. Keinen Blick veränderte er von den Lippen der beiden. Jedes Wort las er von ihnen ab, und sein Gesicht verfärbte sich.

„Alles in Ordnung“, sagte der eine der Lakaien schnell. „Ich habe Rittschs benachrichtigt.“

figt. Er liegt mit seinen Beuten im Hinter-
halt. Die gehäufte Gabeln sind uns gewöh-
nlich. Der Leutnant mit seinen Hufaren — er-
scheint. Es ist doch alles beim alten geblieben?
„Ja, ich höre, wie die Kaiserin nach dem
Ministerat die Meldung des Münzdirektors
gegennahm: Zehntausend Gulden werden
Kriegsschatz durch den Leutnant von Os-
berg nach Lemberg geschickt. Heute früh ging
der Transport ab. Ritscha wird alles prompt
besorgen, die Beute —“

Ritsch tanzen Funken vor den Augen.
Zehntausend Gulden aus der staatlichen Münz-
kammer nach Lemberg. Räuber im Hin-
terhalt. Verrat! Es brauste ihm in den Schlä-
fen. Seine Pulse hämmerten. Er starrte in
den sprechenden Spiegel. Das Paar war ver-
schunden, der Spiegel verstummte!

Da kam jäh Ueberlegung über ihn. Er
bändigte seine durchdringenden Gedanken.
Haltig rief er seine Schreibtafel heraus,
zitternd kritzte er einige Worte hin, eine
knappe, militärische Meldung. Dann eilte er
durch das Gemüth, trat in den Kreis der Ge-
heßen des Reiches, die um die Kaiserin standen.
Man sah auf, lächelte etwas mitleidig; er-
staunt nahm die Kaiserin die Schreibtafel.
Sie las, ihre wunderrollen Frauenaugen
wurden voll harter Glanzes, sie senkte un-
merklich die Lider. Ein Wink mit dem Kopf
Ritsch und der Generaladjutant folgten ihr.
In dem Rabinett berichtete der Baron eilig
von dem sprechenden Spiegel.

Die Kaiserin legte ihm die Hand auf die
Schulter. „Eine Cistafette dem Leutnant
von Osberg nach, sofort, und die Route nach
Lemberg ändern! Drei Schwadronen auf,
dieser Ritscha und seine Bande müssen mor-
gen hinter Schloß und Riegel sein. Die Ra-
kaien wandern unverzüglich in den Rerker.“
Sie sprach gebietend und ruhig, der Offizier
eilte davon. In diesem Augenblick huschte
Josefine herein, die den Vater geliebt. Ihre
Augen blickten müde und enttäuscht. Ritsch
wollte sich mit einer Verneigung zurückziehen.
Da lächelte Maria Theresia.

Bittet Euch eine Gnade aus! Zehntausend
Gulden habt ihr gesteuert und dem Leutnant
von Osberg und seinen Hufaren das Leben.
Das ist viel.
Ritsch sah verzweifelt drein, Josefine aber
schob das Blut ins Antlitz, als sie den Namen
Osberg hörte. Sie dachte an den Mann, der
unter den Gästen im väterlichen Haus ge-
weilt, nur Stunden — und diese hatten ge-
nügt, um ihre Herzen zusammen zu schmie-
den. Die große Enttäuschung, ihn nicht auf
dem Ball zu finden, erklärte sich. Sie be-
griff nicht ganz, sie ahnte nur und hörte von
einer Gnade.

„Majestät“, sagte sie mit reizendem Hofniz,
Osberg und ich lieben uns. Wir haben de-
se nichts. Ich bitte untertänigst, der Tochter
des Barons Ritsch die Möglichkeit zur Hei-
rat zu geben!“

Ihre Augen leuchteten. Der Vater verstand
jäh alles. Die Kaiserin lächelte.
„Aus Euch soll ein Paar werden — und
Euer Kind, Ritsch, wird gut versorgt sein.
Verlaßt Euch auf mich!“

Drei Lichter und das vierte

Skizze von Gustav Trensen.

Als ich ein Knabe war, hatten wir als Schul-
kameraden einen Jungen, den wir Raffen Trott
nannten, weil er einmal gewaltig damit ge-
sprahlt hatte, daß er — am Ostabend —
zwanzig Eier gegessen hatte. Aber gewöhnlich
nannten wir ihn Raffen Dutt, weil er recht
dumm, ja fast idiotisch war.

Unser Lehrer war halsleidend und so führten
wir unter seinen leisen vorfingenden und klugen
Worten und Winken unser eigenes Regiment,
und was an Licht da war, konnte gut zum
Leuchten kommen. Ich glaube, es war eine
recht moderne Schule, wenn anders ich ver-
stehe, was eine moderne Schule ist.

Es waren da nun, wenn ich mich recht er-
innere, neben manchem kleinen Licht drei
Hauptlichter. Das erste war ein Mädchen (die
Mädchen saßen auf der linken Seite). Sie
war schön, sanft, gutgerig, ganz so, wie ein
Mädchen sein soll. Sie war das Vorbildnis zu
einem lieben, schönen, gütigen Weibe. Wenn
wir Alten — wir sind nun alle alt — dann
wollen wir zusammen sitzen und von alten
Zeiten reden, sprechen wir noch von ihr, daß
noch jetzt — sie ist gegen siebzig — der schöne
weiche Glanz über ihrem alten Gesicht ist. Ja,
das andere Licht glänzte in den Rechen-
stunden. Wir waren damals schon Preußen,
und die neuen Münzen und Maße waren schon
eingeführt; aber unser Lehrer — ich weiß nicht,

ob er der preussischen Zukunft nicht traute —
hielt darauf, daß wir noch über Schillinge,
Ellen, Ruten ufo. Bescheid wußten. Also
mußten wir von den alten Maßen in die neuen
umrechnen. Wochenlang. Ja, ich glaube jahre-
lang, und die Nächte immer mitgerechnet.
Denn ich jedenfalls, der ich für Rechnen keine
Begabung hatte, rechnete in Traum und Nacht
weiter. Ungeheure Aufgaben! Rätsel von
reißenden Tieren, die mit den Schwänzen zu-
sammenhängen! Aber dieser eine löste jede
Aufgabe. Wenn wir Alten jetzt dann und
wann zusammensitzen, sprechen wir noch von
ihm: wie er nachher Lehrer geworden und ein-
tuchtiger; und daß man ihm sein Heldentum
noch heute ansieht, wenn er die Straße ent-
lang geht. Er geht sehr steif und ein wenig
hinknienüber. Ja.

Das dritte Licht war ich. Natürlich. Wozu
erzähle ich sonst die Geschichte! In Aufzügen.
Da der Lehrer besser war, konnte er uns nur
andeutungsweise sagen, was er von uns wollte.
Und so, wenn einer eine besondere Laune hatte
— und viele von uns hatten besondere Launen;
wir waren ja Niederlächler —, so behauptete
er, aus dem Gemurmel des Lehrers irgend etwas
verstanden zu haben, was ihm gerade einfiel,
und schrieb denn so seinen Auftrag. Und wenn
einer Phantasie hatte, ging er über die Mäße.
Ich hatte viel Phantasie. Sehr viel. Wenn
wir Alten — wir sind nun alt — dann und
wann zusammen sitzen, sprechen wir auch von
mir, von meiner Phantasie in den Aufzügen.
Und dann behaupten sie, daß ich auch nachher
ja recht hübsch Gebrauch davon gemacht hätte.
„Allerdings!“, sagten sie. „O ja! Man kann
ruhig sagen, daß du der größte Windbeutel im
ganzen Land bist!“ Und dann lächle ich halb
stolz, halb besorgt. Ja.

Aber ich wollte von Raffen Dutt erzählen.
Ja. Richtig! Von Raffen Dutt.

Ich glaube, ich hatte sehr lange nicht an ihn
gedacht. Aber da kam am vorigen Sonntag
vormittag, nach seiner Gewohnheit, mein älter-
ster Bruder zu mir und sah ein wenig und wir
redeten über dies und das, was im Kirchspiel
und in der Welt vor sich geht, und kamen, wie
häufig, auf alte Zeiten. Und da nennt er den
Namen. Wir lachten und reden über ihn:
wie er sehr dumm gewesen, sehr dumm, wie
albern sein Vach, wie töricht seine Aufätze.
Und wie er nachher ein gehänselter, verachteter
Knecht geworden und es auch geblieben wäre,
und wie er ledig, ohne Heirat, immer mehr
Trinker, sein Leben zugebracht und irgendwann
— wir wissen nicht, wo — gestorben wäre und
begraben läge ... Ja.

Wir waren fertig und schwiegen eine Weile,
beide noch in Gedanken bei ihm und beide
traurig. Denn er war guter Leute Kind und
hatte niemandem etwas zu Leid getan und
hatte nur diese Beschränktheit ins Leben mit-
gebracht. Da sagte mein Bruder, noch mit
seinen Gedanken bei seinem Bild: „Weißt du
noch: er konnte so gut schwimmen. Weißt du
es noch? Er war der einzige, der über die
Kirche schmeißen konnte, und ich erinnere mich,
daß er uns einmal seinen nackten Arm zeigen
mußte und daß wir feststellten, daß sein Arm
besonders lang und straff war.“

„So ... so ...“, sagte ich ... „So ...“
„Was hast du?“ sagte mein Bruder.
„O“, sagte ich verzweifelt, noch lange nicht
fertig mit meinem neuen Gedanken, „du er-
innerst dich — wir sprachen neulich über den
Sportplatz, den sie hier jetzt anlegen, daß wir
keinen rechten Gefallen daran hätten, daß es
denn wohl eine neue Zeit wäre, die wir als
ältere, fast alte Leute nicht mehr verstanden ...
Aber nun ist mir mit einem Mal so ... so ...
wie soll ich sagen ... so, als wenn der neue
Sportplatz im Sonnenschein liegt.“

„Wie meinst du das?“ sagte mein Bruder.
„O, du erkennst dich ...“ Ihr sagtet immer,
daß damals drei Lichter in unserer Schule
waren. Drei ... nicht mehr. Eins von güti-
ger Schönheit, eins von scharfem Denken und
Rechnen, eins von bildender Phantasie ...
Wenn Raffen Trott nun heute gelebt hätte,
dachte ich ... da wäre er vielleicht ... wenn
auch nicht das vierte ... so doch ein Licht ge-
wesen ... Ja ... Das wäre wohl so. Wenn
er, wie du sagst, diesen besonderen Schwung
gehabt hat, hätte er sich vielleicht nachher, nach
der Schule, als der beste Speerwerfer erwiesen
und wäre nachher, als Großknecht, vielleicht
der beste Bogler gewesen. Und dann ... sieh
... wenn er so anerkannt, ja gefeiert worden
wäre, hätte er Stolz bekommen und hätte sich
aufmerksam gemacht und wäre bei all seiner
jünglichen Dummheit, doch ein ordentliches,
wertvolles Glied der menschlichen Gattung
geworden und hätte zuletzt auf ein wohlgeor-
detes, fauberes und wohlverbrachtes Leben
ausgehen können ...

Mein Bruder sah lange vor sich hin und
nicht ... Ja ... ja ... Da hast du wohl
recht.“

„Und so“, sagte ich, wie der Sport diesem
unserem Schulkameraden vielleicht zu einem
schönen Leben hätte helfen können, so hilft
er in unseren Tagen wohl schon manchem,
vielleicht tausenden, ja vielleicht hunderttausenden
zu einem frischen, haltungsvollen und stolzen.
Mein Bruder nickte und sagte: „Ja ... ja ...“
Ja. Und nun bist du denn ja wohl wieder
einmal beim Weltverbessern.“

„Und wie so der Sport?“ sagte ich, „wiefern
Einzelnen Gaben ihrer Natur zeigt, die sie
früher nicht kannten, so werden vielleicht noch
neue und andere Spiele, Rünste und Arbeiten
aufkommen, die noch wieder andere Begabun-
gen an den Tag bringen, so daß am Ende
keiner und keine sonstigen ungebungen, müßig
und verachtet am Lebensmarkt zu stehen
braucht. Und darum sage ich vorhin, daß mir
war, als wenn da plötzlich Sonne über dem
Platz bei Schmied Gerber lag.“ Der Sport-
platz liegt hinter dem Hause von Schmied
Gerber.

„Ja“, sagte mein Bruder, „ja ... ja ... da
kannst du Recht haben.“
„Und weißt du was?“ sagte ich. „Wir beide,
so wie wir hier sitzen und reden, können so alt
noch gar nicht sein. Denn wenn wir wirklich
alt wären, könnten wir einer so neuen Sache,
wie dieser Sportplatz ist, nicht dieses Verständ-
nis abgewinnen.“

Mein Bruder nickte.
„Und nun“, sagte ich, „scheint mir, hast du
lange genug gelesen und gekostet. Deine Frau
wartet auch mit dem Mittagessen.“ Ich war
wegen des Weltverbessers giftig und mußte
mich rächen.

Als er gegangen war, dachte ich noch lange
an den alten Schulkameraden, und sah ihn im
Geist. Ich sah ihn aber nicht, wie er wirklich
gewesen war, in schmuggigen Stallhöfen, die
er auch am Sonntag getragen hatte, mit dum-
mem Grinsen an der Stalltür stehen; sondern
ich sah ihn im weichen reinen Hemd und Hose,
ordentlich mit Bügelfalten —, auf dem Sport-
platz, wie er die bleigefüllte dreiviertelpundige
Bögel warf, und stolz und töricht lächelnd den
Beifall annahm, der übers Feld schallte ...
Ja.

Wir nannten ihn Raffen Dutt.

Der Einsiedler von der Schweineinsel

Skizze von Bruno Goebel.

Mitten im Indischen Ozean, noch innerhalb
der Linie, die das äußerste Vorkommen an-
arktischen Treibeises kennzeichnet, liegt ein
einsamer Felsen, die Schweineinsel. Selten be-
rührt ein Schiff das ungeliebte Eiland. Was
sollte es auch dort, wo es nichts zu holen gibt,
wo nichts wächst, nichts lebt außer Möve und
Albatros?

Nur Schiffbrüchige könnten vielleicht einmal
dort ihre Zuflucht suchen. So war es auch
vor Jahren, als ein Duzend Seeleute vom
Dampfer „Tamaris“ das sinkende Schiff ver-
lassen mußte und mit nur geringem Vorrat an
Lebensmitteln die Schweineinsel erreichte.

Die Lage der Männer war fast hoffnungs-
los. Sie wußten, daß es Jahre dauern konnte,
bis wieder ein Schiff die Insel berührte, und
ihre Lebensmittel mußten in wenigen Wochen
aufgebraucht sein. Da hatte einer einen phanta-
stischen Gedanken. Sie fingen einen Albatros,
schrieben ein paar Worte, die ein Hilferuf an
die Außenwelt waren, auf eine Kupferplatte,
hängten diese um den Hals des verängstigten
Tieres und ließen den Vogel fliegen. Sie wuß-
ten alle, daß es Jrrsinn war, durch diesen
Voten die Rettung zu erwarten.

Und doch wurde das Wunder Wirklichkeit.
Vom Willen einer höheren Macht getrieben,
überflog der Albatros den Indischen Ozean
und fiel erschöpft auf australischen Boden nie-
der. Die Kupferplatte wurde gefunden und die
Mannschaft der „Tamaris“ gerettet.

Der Vorfall veranlaßte die australische Ge-
sellschaft für Schiffbrüchige, auf der Schweine-
insel ein Lebensmittellager für den Notfall an-
zulegen. Sie wollte aber das wertvolle Gut
nicht ohne Aufsicht und Wache lassen, und so
suchte sie durch die Zeitung einen Mann, der
bereit war, sich selbst in die sturmumtoste Ein-
samkeit der Schweineinsel zu verbannen.

Ein Unbekannter, der dreißig Jahre zählen
konnte, meldete sich. Er nannte sich Willford
Clark und schien schwermütig zu sein. Die Ge-
sellschaft verlangte auch keine weiteren Aus-
künfte von ihm, denn sie war froh, überhaupt
jemand gefunden zu haben, der auf mindestens
ein Jahr jeder menschlichen Gesellschaft zu ent-
sagen bereit war.

So wurde Willford Clark Vermalter des
Lebensmittellagers auf der Schweineinsel. Er
sah nicht stumm, als die Mannschaft des
Dampfers, der ihn gebracht hatte, sich verabschieden wollte: „Wir kommen erst in einem
Jahr wieder.“ Er sah sie anscheinend gern
wieder.

Dreißigmal kam das Schiff wieder, um jähr-
lich die Vorräte aufzufüllen und nach dem
Einsiedler auf der Schweineinsel zu sehen. Er
sah wohl auf zu sein, hielt die beiden Hütten
in Stand, die ihn und die Lebensmittel beher-
bergten, aber er sprach nie ein einziges Wort
mehr als unbedingt nötig, und niemand erfuhr,
womit er sich die endlos langen Tage seiner
Verbannung verkürzte. Er sagte nichts über
sein Leben auf der Insel und fragte nie nach
der Außenwelt. Er wollte eben lebendig be-
graben sein.

Als das Erschiff im dreizehnten Jahr vor
der Schweineinsel ankerste, stand Willford
Clark nicht wie gewöhnlich am festigen Strand,
das Boot zu erwarten. Man fand ihn in seiner
Hütte auf seinem Mooslager liegen. Er mußte
vor mehr als einem halben Jahre gestorben
sein.

Das Tagebuch, das Willford Clark im Auf-
trage der Gesellschaft zu führen gehabt hatte,
lag aufgeschlagen auf dem Tisch. Der Kapitän
des Erschiffes las die letzte Eintragung: „Es
geht dem Ende zu. Fünfzehn Jahre lang hat
Nebel mich umhüllt, und nun kommt endlich
das Licht. Eine Frau trieb mich in die Einsam-
keit, nahm mir den Glauben an die Menschen.
Nancy Roberts ließ mich Jahre lang um ihren
Besitz kämpfen, und als ich vor dem Ziel, vor
dem Glück zu stehen und sie errungen zu ha-
ben glaubte, da ließ sie mich lachend stehen, weil
ein anderer gekommen war, der ihr mehr zu
bieten wußte. Ich habe deshalb die Menschen
und wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben.
Hier habe ich meinen Frieden gefunden. Willford
Clark, der sich Willford Clark nannte, weil
er für die Welt gestorben sein wollte.“

Der Kapitän nahm das Tagebuch an sich.
Dann ließ er die Hütte in Brand legen, daß sie
für William Bradlay zum lobernden Scheiter-
haufen wurde. Die Seeleute schaukelten ein
Voch, legten die Asche hinein und bauten eine
Pyramide von Steinen über das Grab. Zu-
oberst besetzten sie ein Brett mit den Worten:
„Hier fand William Bradlay, genannt Willford
Clark, den ewigen Frieden.“

Die Gesellschaft für Schiffbrüchige suchte
einen neuen Wärter für die Schweineinsel. Die
Zeitung hatten William Bradlays Geschichte
berichtet, soweit man sie kannte. Das Leben
auf der Insel war nicht in rosigem Farben ge-
schildert. Vielleicht dauerte es deshalb zwei
Wochen, bis ein Bewerber sich meldete.

Er kam abends auf das Gesellschaftszimmer der
Gesellschaft und trug einen Vollbart, zu dem
die helle, etwas unmanliche Stimme im Hin-
derspruch stand. Er nannte sich Newton Mills,
und man nahm ihn ebenfalls an, ohne in lange
nach seiner Vergangenheit zu fragen. Die
spiele ja auch auf der Schweineinsel, von der
ihre Wärter doch nicht entkommen konnten, kei-
nerlei Rolle.

So lebte wieder ein Einsiedler auf dem Fel-
sen an der Grenze des Polarmeeres. Die Mann-
schaft des Erschiffes hatte für ihn eine neue
Hütte gebaut, umweit des Steinhauens, unter
dem sein Vorgänger lag. Ein paar Matrosen
schüttelten die Köpfe. Der neue Wärter war
ihnen sonderbar erschienen während der Fahrt,
auf der er jede Gesellschaft vermied. Mit sei-
nen eingesenken Augen sah er auch nicht
danach aus, als würde er noch ein Menschen-
alter auf der Insel verbringen. Aber das ging
ja nichts weiter an, und sie waren froh, von
dem langweiligen Felsen wieder fortzukommen.

Ein Jahr später kehrte das Schiff zurück.
Das Boot mit dem Kapitän landete, doch der
Wärter stand nicht am Strande. Er war auch
nicht in den Hütten zu finden.

Doch draußen am Fuße der Steinpyramide
über William Bradlays Grab steifen sie auf
den toten Wärter. Niemand konnte sagen,
wann er gestorben war, denn die salzige See-
luft, das kühle Klima mochten die Leiche lange
erhalten haben.

Aber eines sahen die Seeleute sofort: New-
ton Mills, der Wärter auf der Schweineinsel,
trug nicht mehr den falschen Vollbart von ein-
st. Denn er war eine Frau. Das Holzbrett, das
an Stelle des alten auf der Pyramide befestigt
war, gab eine bessere Erklärung als viele Wor-
te: „Hier fanden William Bradlay und Nancy
Roberts den ewigen Frieden.“

Niemand hat zu erforschen gesucht, wer Wil-
liam Bradlay und Nancy Roberts war. Ihre
Geschichte hatte ja nun ein Ende. Es wollte
auch keiner wissen, ob die leeren Ampullen und
die Morphumpflege, die man später in der
neuen Wärterhütte fand, mit Nancy Roberts
Tod im Zusammenhang standen.

Zeitgemäßes Gespräch a la mode

Von Erik Lorenzen.

„Rücken Sie ruhig mit 'ran! Die Ecke hier
ist gut. Der einzige Platz im ganzen Haus,
wo man ungestört seine Zigarre rauchen
kann.“

„Sie scheinen sich auszukennen. Aber recht
haben Sie, im Rauchzimmer wird unerträglich
viel vom Geschäft geredet.“

„Was sollen die Leute bei den Zeiten reden?
Man hört immer gern, daß der andere auch
pleite ist. Das beruhigt. Wo wir alle pleite
sind.“

„Sie auch?“
„Wie? Gerade ich nicht? Im Gegenteil, ich
bin der einzige, bei dem's mich nicht roun-
dert.“

„Nanu!“

„Ja, sehen Sie, so was ist Bestimmung.“

„Ach, aber gläubig?“

„Nicht was man gewöhnlich so nennt. Mein
Schicksal hängt an Menschen.“

„Wie das?“

„Ja, wissen Sie, ich rede sonst nicht darüber.
Aber wenn man so im gemütlichen Winkel
sitzt ... Na also, das ist so wie beim Jäger.
Wenn dem ein altes Weib über den Weg läuft,
ist der Hase futsch. So kenne ich auch 'ne
Sorte Frauen. Also, wenn mir die begegnet,
ist das Schicksal fertig.“

„Ja, das soll anderen Männern auch so ge-
hen.“

„Nicht so, verstehen Sie. Ganz ohne Herz.
Ich brauche sie bloß von weitem zu sehen,
schon hängt irgend ein Faden daran.“

„Ach, nein, und das wissen Sie nun so aus
Erfahrung, haben das richtig beobachtet?“

„Oh ich habe. Sehen Sie, das hat vor dem
Kriege schon angefangen. Da fahre ich also
ganz ahnungslos nach Frankfurt, um mich bei
meiner Firma vorzustellen. Bisfester Posten als
Aufkäufer, große Sache. Raja — Baters Ver-
bindungen. Komme ins Hotel, sitzt da am Tisch
gegenüber ein Mädel, ein Mädel sage ich
ihnen. Natürlich ich junger Dachs forsch
drauf los, die Kleine ist nicht abgeneigt, na
so weiter. Ein Handumdrehen habe ich
Vorstellungen, Posten, Zukunft, alles vergessen,
gondelte mit ihr in die Landschaft, und nach
einer Woche war der Raubkammer fertig.
Mädel hin, Geld hin, Stellung hin, traurige
Zukunft: als Null in der väterlichen Firma.
Und das Donnerwetter zu Hause. Sehen Sie,
das war die Sorte.“

„Ja, ohne Zweifel, Pech.“

„Nun kommt aber das Merkwürdige. Das
habe ich erst viel später erfahren. Also der
Junge, der damals den Posten gekriegt hat,
fährt vierzehn Tage später mit einem Kunden
über Land, die Pferde werden müde, rasen
gegen einen Baum. Der Mann bricht das
Genick — aus. Das wäre sonst mir passiert.“

„Also Glück im Unglück zuzusagen.“

„Ja, und denken Sie mal, so ist das immer.
Erst großes Glend, aber nachher war's doch zu
was gut. Paffen Sie auf! Während des Krie-
ges liege ich im Lazarett, an der Ruhr litt ich.
War schon ganz hübsch über'n Berg, sollte am
nächsten Tag mit dem Zug zur Genesungskom-
pagnie. Da geht die Ruhr auf, herein kommt
die neue Krankenschwester. Alle Bettler den-
ke ich. Und richtig, in der Nacht ist der Rück-
fall da, Fieber, Delirium, alles nett beisam-
men. Drei Wochen hab ich noch fast gelegen.“

„Und wozu war das gut?“

„Dem Lazarettgast, mit dem ich fahren sollte,
ist's schlecht gegangen. Fliegerbombe. Sieb-
zehn Tote. Vielleicht wäre ich da drunter ge-
wesen.“

„Haben Sie noch mehr so interessante Er-
fahrungen?“

„Hausenweise. Vor sechs Jahren, ich war
schon selbständig, habe ich ein Riesengeschäft
in Aussicht. „Ich mach' mich also auf den
Weg. Habe ausgearbeitete Verträge, Unter-
lagen, Dokumente, alles fein säuberlich in der
Aktentasche. In der Eisenbahn sitzt mir eine
Weiblichkeit gegenüber, ich riskier' nur so ein
halbes Auge, dann falle ich vor Schreck bald
von der Bank. Ausgerechnet. Ich mach' also
die Augen ganz fest zu, sieh' stocksteif und rede
mir ein, ich habe sie gar nicht gesehen. Das
sollte helfen. Als ich ankam, war sie weg.
Die Aktentasche auch. Mit allen Unterlagen.
Ich konnte nur so wieder nach Hause fahren,
das Geschäft wurde ohne mich gemacht.“

„Und?“

„Es war nicht schade drum. Nachher kam's
raus: Es war 'ne Lustfische und gab bloß
Schererei mit dem Finanzamt.“

„Aber nun sagen Sie mal: Woran erken-
nen Sie denn eigentlich diese verhängnisvolle
Art?“

„Ja, wissen Sie, das ist so 'ne ganz bestimm-
te Sorte. Klein, schlank, mit braunen Haaren,
festgebremsten Rücken vor sich hin.

ganz dicken, geraden Augenbrauen, blaffen
Lippen. Heute beim Essen sah Ihnen, glaub
ich, 'ne Frau gegenüber. Sehen Sie, das ist
sie.“

„Ach, deshalb sagten Sie vorhin, es sei kein
Bunder, daß es Ihnen schlecht ginge, weil Sie
ihre jetzt wieder begegnet sind?“

„Na klar. Denken Sie mal, die begegnet
mir nun immerfort. Das muß ja schief gehen.
Jedesmal, wenn ich sie gesehen habe, trau' ich
mich nicht auf die Börse. Ich weiß ganz ge-
nau: Wenn ich hinkomme ist der Teufel los.
Kann ich anders als pleite sein?“

„Ja, aber da gehen Sie ihr doch in Got-
tes Namen aus dem Wege!“

„Das sagen Sie so. Wollen Sie mir mal
erklären, wie ich das machen soll, wo ich doch
mit ihr verheiratet bin?“

„Um alles in der Welt. Sie Unglücks-
mensch, wie konnten Sie aber auch eine
Frau von der Sorte heiraten?“

„Woher hätte ich denn das vielleicht wissen
sollen, he? Als ich sie nahm, sah sie doch
anders aus. Haare gefärbt, Augenbrauen ra-
siert, Lippen geschminkt, bitte! Sie hat sich
doch noch so gemauert.“

„Und was denken Sie denn jetzt zu ma-
chen?“

„Was soll ich schon machen? Stillhalten tue
ich. Wissen Sie, da ist ja denn auch noch ein-
was. Bis jetzt war immer noch was Gutes dabei.
Darauf war ich. Das muß ja auch mal
kommen. Bloß ich denke und denke immer-
zu, sagen Sie mal, können Sie mir sagen, was
bei der Pleite Gutes sein soll?“

—□—

Der Geist vom Saaser Paß

Der Wirklichkeit nachgezählt

von Georg M. Gläudi us.

Als die Bahn über den Saaser Paß gebaut
wurde, schüttelten nicht nur Laien die Köpfe.
Eine Neigung von 1:40 auf kurvenreicher, bei-
nahe zehn Kilometer langer Strecke schien ein
Ding der Unmöglichkeit zu sein.

Die Praxis belehrte dann die Zweifler eines
Besseren. Oben auf der Bahnhöhe wurden ein
paar Bremser stationiert, die jeden Fingerbreit
der Strecke kannten und von denen einer
jeden talmärts fahrenden Zug zur Verstärkung
des regulären Personals begleiten mußte. Die
Vorsichtsmäßigkeit verhinderte Jahre lang
jeden Unfall.

Jürg Braumgler war einer von diesen
Bremsern. Er war schon seit Jahren auf dem
Saaser Paß. Schon damals, als er dort
hinaufzog, hieß es, er sei ein wunderlicher
Kauz. Im Laufe der Zeit mochte er es in der
Einsamkeit dort oben auch wirklich gemorden
sein. Wenn er im Sommer keinen Dienst hatte,
sah er auf einem Felsen und starre ins Tal
hinunter, den Schleißen der Bahn entlang, und
im Winter kauerte er im Tagesraum an seiner
kurzen Pfeife und war ein schlechter Gesell-
schafter. Verschiedene behaupteten, er habe
das zweite Gesicht und könne Unheil voraus-
sehen. Und weil er nun immer so verschlossen
war und mißgelistet schien, so meinten viele,
er wüßte wohl schon, daß es auf dem Saaser
Paß ein Unglück geben würde, und sie erwarteten
es von Tag zu Tag.

Rein Bremser mochte daher gern über den
Paß fahren, und die Jüge hatten oft neues
Personal. So auch eines Nachts, als der
Schneeplugs die weißen Massen links und
rechts der Linie zu fünf Meter hohen Mauern
aufgeschichtet hatte. Schon bei der Abfahrt
vom Paß schienen die beiden Bremser noch
zu sein, und als der Güterzug in rascheren
Rollern kam, zogen sie die Bremsen zu stark
an. Zudem waren die Gleise an einer Kurve
schon wieder vermehrt worden, und der Zug
blieb auf offener Strecke stehen.

Jürg Braumgler kletterte von seinem Sitz
herunter und gab den Neuen fluchend An-
weisungen. Langsam fuhr der Zug wieder an,
schob sich durch die Schneeverwehung, gewann
rasch an Geschwindigkeit und drohte dem
Führer aus der Hand zu gleiten, weil die
Bremser unsicher geworden waren und noch
nicht zu bremsen wagten.

Der Führer warf den Hebel in die Schnell-
bremsstellung. Die Bremsen knirschten. Doch
schon nach wenigen Sekunden sah der Mann
mit Schrecken, daß der Druck im Hilfs-
behälter stark abnahm. Die Bremse wirkte
nicht mehr. Da löste er die Zusatzbremse aus,
und die kurzen schrillen Stöße der Dampfhebel
schlehten die Handbremse um Hilfe an.

Es nützte nichts mehr. Denn der Druck von
hundert rasenden Achsen sprengte die schwa-
chen Fesseln, schob die Lokomotive mit ihren
festgebremsten Rädern vor sich hin.